

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schlang, Wilhelm: Allerhand Erinnerungen. Eine Zwiesprache mit dem
Hinkenden

urn:nbn:de:bsz:31-62042

geben können. Alles in allem wird man die leicht fassbaren Wasserkräfte des badischen Landes auf eine Viertelmillion Pferdestärken veranschlagen können. Viel mehr hat auch Bayern nicht aufzuweisen, dessen Regierung die Wasserkräfte ihres Landes für die in absehbarer Zeit zu erwartende Elektrifizierung ihrer Bahnen gern selbst benutzen möchte. Die bayerische Regierung hat daher genaue Anstellungen darüber machen lassen, was denn überhaupt an Kräften sofort bequem und wirtschaftlich gesaft werden kann. Sie hat dabei gefunden, daß zurzeit bereits Wasserkräftenanlagen mit einer Leistung von 100 000 Pferdestärken bestehen und daß weitere 300 000 Pferdestärken schnell gewonnen werden können. Soviel aber gedenkt sie auch für die eigenen Bahnen zu gebrauchen und hütet daher sehr sorgfältig ihr Wasserrecht.“

„300 000 Pferde sind doch aber nicht viel,“ warf Peter Fritz ein.

„Oho! Herr Doktor,“ sagte der Hinkende. „Mir scheint, wir müssen noch etwas rechnen. Für eine Pferdekraftstunde braucht man etwa $\frac{3}{4}$ Kilogramm Kohle. Für einen Pferdekrafttag braucht man also 24 mal so viel, d. h. 18 Kilogramm, und für ein Pferdekraftjahr gebraucht man 365 mal 18 Kilogramm, d. h. 6,5 Tonnen Kohle. Bei 300 000 Pferdestärken haben wir also einen Jahresverbrauch von 2 Millionen Tonnen Kohle. Nun wurden im letzten Jahre in Deutschland etwa 200 Millionen Tonnen Kohle verbraucht. Das bayrische Projekt würde also immerhin 1% des Kohlenverbrauches durch Kraftwasser ersetzen. In Wirklichkeit aber, und wenn wir auch die schwerer zu fassenden Wasserkräfte ganz Deutschlands heranziehen, werden wir auf diverse Millionen Pferdestärken kommen und den Kohlenverbrauch zum allergrößten Teile durch Kraftwasser ersetzen können. Nach dem Kohlenverbrauch können wir annehmen, daß Deutschland mit etwa 30 Millionen Pferdestärken ständig arbeitet. Wenn wir unsere gesamten Wasserkräfte heranziehen, wenn wir jeden Wildbach verbauen, und jedes Tal sperren, werden wir schätzungsweise mehr als die Hälfte dieses Kraftbedarfes dem Kraftwasser entnehmen können.“

„Aber warum das Ganze,“ warf Peter Fritz ein. „Es ist doch bisher ganz gut mit der Kohle gegangen.“

„Aus mehr als einem Grunde,“ rief der Hinkende. „Ich sagte Euch bereits, daß unsere Kohlenvorräte nicht unerschöpflich sind, daß es vielmehr sehr abzusehen ist, wann sie zu Ende gehen. Nimmt man doch an, daß aus englischem Boden in etwa hundert Jahren das letzte Stück Kohle herausgeholt sein wird, und was England dann ohne Kohle und ohne Kraftwasser anfangen wird, mögen die Götter wissen. Aber auch unsere deutschen Kohlenvorräte dürften in etwa 400 Jahren erschöpft sein. Es ist daher gut, wenn wir uns rechtzeitig anderweitig einrichten und mit dem Vermögen an gebundener Sonnenkraft, das in unsern Steinkohlengruben liegt, nicht wie sinnlose Beschwender arbeiten. Ferner aber ist die Arbeit des Bergmannes, der die schwarzen Dia-

manten aus der Tiefe holt, wirklich nicht schön. In unserem Maschinenzeitalter hat sie auch jeden Hauch von Poesie verloren und nur die unangenehmen Seiten sind geblieben. Schon will der deutsche Arbeiter nicht mehr einfahren. Er sucht sich andere Beschäftigung über Tage und überläßt die Bergwerksarbeit auswärtigem Volk, polnischen, slowenischen und galizischen Arbeitern. Diese Zustände sind in keiner Beziehung erfreuliche. Wir können daher wohl an eine Zukunft denken, in der das brausende Tageswasser unsere Hauptarbeit verrichtet, in der wir aber unseren Kohlenvorräten nur noch das entnehmen, was wir hauptsächlich für chemische Zwecke notwendig haben. Denn augenblicklich wüßten wir geradezu sinnlos mit diesen Schätzen. Unsere Dampfmaschinen machen im besten Falle nur etwa 15% der Kohlenarbeit nutzbar. Der Rest wird unnütz verpufft. Von den 200 Millionen Tonnen des letzten Jahres mögen etwa 150 Millionen unter Dampfesseln verbrannt worden sein. Dann sind aber 85% davon, d. h. 127,5 Millionen Tonnen ganz sinn- und zwecklos verwüßt worden, sind infolge der Mangelhaftigkeit unserer Wärmemaschinen in Form von Kohlenäure in die Atmosphäre gejagt worden. Es könnte aber eine Zeit kommen, da wir den Kohlenstoff bitter nötig gebrauchen, sei es um in Form von Kalkstickstoff aus der Luft wertvollen Dünger zu schaffen, sei es, um in weiterliegenden Jahrhunderten auf künstlichem Wege Nahrungsmittel, die Kohlenhydrate, Stärke und Zucker, herzustellen. Darum bedeutet die Erschließung der Wasserkräfte für uns eine Tat von allergrößter kultureller Bedeutung, darum ist es wichtig, daß jeder einzelne sich beizeiten über diese Dinge klar wird und darum habe ich Euch das alles erzählt.“

Allerhand Erinnerungen.

Eine Zwiegesprache mit dem Hinkenden von Wilh. Schlang.

Ein klarer, fast feierlicher Maimorgen hatte den Schläfer geweckt und nun wandelte der Frühauftreter durch die stillen Laubgänge des Karlsruher Schlossgartens, als ihm eine merkwürdige Überraschung zuteil ward. Auf einer der Bänke am lauschigen See saß einer in altmodisch-blauem Rock, den Stelzfuß weit von sich gestreckt, den gewaltigen Dreispitz neben sich auf dem Knie, und teilte ein Morgenbrötlein mit den lustig um ihn herumlärmenden Spaten. Das kleine Gartenvolk ward von den nahenden Schritten verjagt und schimpfte nun aus sicherm Versteck über die Unterbrechung der Mahlzeit. Der freundliche Gastgeber der Vogelwelt richtete das von weißgrauen Vöcklein umrahmte Antlitz dem Luftwandelnden zu und ich erkannte den Hinkenden. Da war mir ja der Morgen zwiefach gesegnet!

„Hinkender — sagte ich — eher hätt' ich gedacht, Ihr säßet jetzt zu Lahr beim Morgenluppeln.“

„Gott zum Gruß!“ erwiderte der Hinkende (wir kannten uns schon ein wenig), „und wenn Ihr —

den Abend mit dem Morgen vertauschend — nicht etwa auf ein zärtlich Abenteuerchen ausgeht, ich bin auch einmal jung gewesen — wie wär's, wenn Ihr die Frühgebanken mit mir teiltet?"

„Sind es heitere Gedanken oder ernste?“ fragte ich.
 „Es ist ein kleines Wirrsal von beiden. Aber so kommt es, wenn man des Abends zu lang über den Weltbegebenheiten brütet. Meine weißen Haare sind schon lange da, aber jetzt glaub' ich erst, daß der Kopf alt wird. Er versteht wirklich die Zeit nicht mehr mit ihrem Jagen und Hasten, mit ihrer Unlust und Herzensverbitterung. Man kriegt das Ding satt, und die Menschen mit ihren Torheiten fangen an, einem gleichgültig zu werden!“

„Hinkender,“ wach ich ein, „man nennt Euch einen Weisheitsfreund! Wie möget Ihr nur so reden!“

Ein wehmütiges Lächeln glitt über des Alten Gesicht, ehe er sagte: „Das Leben läuft im Ring. Wenn man ein Dreis wird, wie ich, kehrt man zu den Erinnerungsstätten und Menschenvorbildern seiner Kindheit zurück, und die Weggenossen, die der kühle Rasen deckt, werden ihm lieber denn je. Mir ist aber manchmal, als hielte das gegenwärtige Geschlechtlein den Vergleich mit den Alten nicht aus!“

„In welchem Betracht meint Ihr, Hinkender?“
 Darauf dieser, noch ernster: „Woran es fehlt? An der freudigen Kraft, an der Herzenslichkeit, am Idealismus, an der weisen Selbstbeschränkung.“
 „Und wie glaubt Ihr, daß da zu bessern wäre, Hinkender?“

Er stand von seinem Sitze auf und sah mir fest ins Gesicht: „Die Lehre der guten Vorbilder tut nicht alles, aber viel. Die wackern Männer, die unserm deutschen Volk in schweren Tagen als Leitsterne gedient, die seine Seele haben bilden helfen und es für große Entscheidungen vorbereiteten — die müssen den Heranwachsenden wieder deutlicher werden. Denn wie die Natur Tausenderlei hervorbringt, uns Sterblichen zu Nutz oder Freude, also schafft sie auch besondere Menschen, daß wir von ihnen lernen und uns an ihnen erbauen mögen.“

„Hinkender,“ sagte ich, „Ihr sehet mich wahrlich noch einmal auf die Schulbank und prediget mir über das Thema: Die Menschennatur als Lehrmeisterin.“

Neugierig, wie der Hinkende vom Allgemeinen zum Besonderen übergehen würde, sagte ich zu ihm: „Am besten, Ihr nenntet einen der nach Euerm Begriff Auserwählten! So hätte man doch gleich ein Exempel.“

Zu meiner weiteren Überraschung erhob sich der Alte mit dem Stelzfuß und meinte: „So kommt, — ich will Euch einen zeigen!“ Worauf wir durch ein liebliches Konzert von Vogelstimmen noch weiter in den Schloßgarten hineinschritten, bis zu einer freundlichen Rundanlage, in deren Mitte sich ein bekanntes Bildwerklein erhebt: eine Manneshüste, umgeben von allerhand gotischem Hierat. Zudem der Hinkende mit seinem Krüdstock auf das Denkmälchen deutete, fragte er nur: „Kennt Ihr den?“

Die Antwort ließ nicht auf sich warten: „Hinkender, mir deucht, Ihr wolleet mich zum besten haben!

Bin ich nicht als Bub, von der Schule heimgehend, oft vor diesem Denkmal gestanden? Sah ich nicht ehrfürchtig zu dem kleinen Häuslein in der Waldstraße hinaus, hinter dessen bescheidenen Fenstern der wackere Mann seine Verslein und Schwänke kitzelte? Kann ich mir ihn nicht lebhaft vorstellen, wie er ums Jahr 1790 herum in der Marktgräßlichen Kirche drüben inmitten eines Meers von Hauben und Frisuren seine erste Hofpredigt hält? Oder wie er mit seinem getreuen Adjunkt am Stammtisch zum »Faulen Pelz« hinterm Schöppllein sitzt, wo man sich mit Rätselaufgaben die Zeit vertreibt, während in der Ferne der Napoleon seine mörderischen Kanonen knallen läßt? Stehen in meiner Bücherei nicht sein Schakstälein und seine alemannischen Gedichte neben den Werken des Jung-Stilling und dem Goetheschen Werther? Dies Denkmal aber, davor wir stehen, schaut mir oft, sit' ich zu Freiburg in

meiner Amisstube, zugleich mit dem schönsten Münster unversehens in mein Tagewerk!“

Der Hinkende stellte sich plötzlich mit seinem blauen Rock in aller Breite vor dem gotischen Kunstwerklein auf.

„So wett' ich doch, Ihr wißt nicht mehr, was draußsteht, auf dem Denkmal! Es gilt einen Doppelliter vom besten Marktgräfler und ein Pärlein Wienerwürste mit Meerrvettich für einen jeden!“

„Es gilt,“ versetzte ich ein wenig kleinlaut. Rahm nunmehr aber all mein Erinnern zusammen und brachte wirklich die Inschrift der vorderen Denkmalseite ohne Stocken heraus:

Johann Peter Hebel,
 geb. 10. Mai 1760, gest. 22. September 1826,
 dem vaterländischen Dichter errichtet unter Großherzog Leopolds Regierung von seinen Freunden und Verehrern
 1835.

„Ihr habt es gewonnen!“ rief jetzt der Hinkende lachend, „um halb zwölf Uhr im »Roten Haus« beim Schloßplatz! — Übrigens,“ so fuhr er fort, „es freut mich, daß Ihr den Hebel so schäget! Keiner verdient die fortdauernde Liebe unseres badischen Volkes mehr als er. Und hat ihn die heimatliche Natur nicht selbst zu ihrem Sängereulesen? Entwickelte sich sein Leben nicht mit einer fast gottgewollten Selbstverständlichkeit? Im Mai 1760



Johann Peter Hebel.

geboren — also daß wir bald seinen hundert-
 fünfzigsten Geburtstag feiern können — lebt
 er in bescheidenen Verhältnissen auf, verliert früh die
 Eltern, kommt aber in treue Hut, wird als Knabe
 von oberländischem Boden in Karlsruher Schul- und
 Gelehrtenluft verjezt und bewahrt sich dennoch durch
 all seine Tage ländliche Frische und Unmittelbarkeit
 des Gefühls, studiert mit wechselndem Fleiß, streift
 als froher Genießer an die Weltlichkeit, aber doch
 nicht so, daß er seine ursprüngliche Bestimmung zum
 Bildner des Volks aus den Augen verliert, steigt
 zu Ehren und Würden empor, sitzt im Ständehaus
 als Mitglied der
 Ersten Kammer unter
 großen Herren und
 bleibt doch immer ein
 wenig — im besten
 Sinne — ein Schalk,
 verbreitet durch Schrift
 und Predigt vielfachen
 Segen, und als seine
 Zeit erfüllt ist, geht
 er still von himmen.“

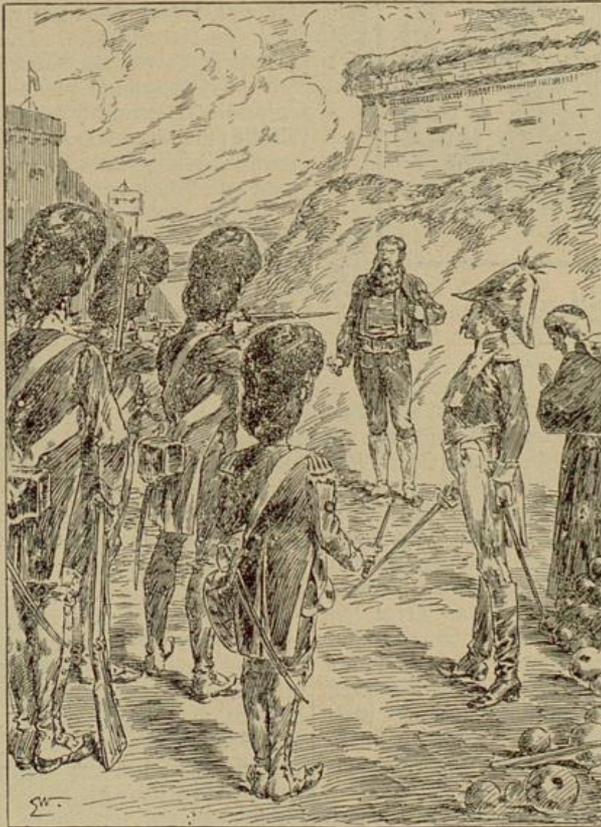
„Ja, Hinkender,
 und ließ eine goldene
 Leuchtspur seines Er-
 denwallens zurück!
 In einem Punkte aber
 — Ihr nehmt mir's
 nicht übel, Hinkender
 — konnt' ich mit un-
 serm Hebel nie so recht
 ins reine kommen.
 Ihr kennt des Haus-
 freunds Betrachtun-
 gen über den An-
 dreas Hofer. Wißt
 Ihr, wie mich dies Auf-
 säßlein jedesmal an-
 mutet? Wie ein Klecks,
 von derselben Hand
 unter liebenswürdige
 Schriftzüge gesetzt.“

„Woraus zu ersehen,
 daß auch erwählte
 Geister ihre Stunden
 haben, wo sie nicht
 auf der Höhe ihrer Sendung stehen. Und es tut
 dem Ruhme unseres Hebel keinen Eintrag, daß er sich
 in den Naturgeheimnissen und im Volksherzen besser
 ausgemerkt hat, als in den Wirrsalen des Welttheaters.
 Bürger eines Kleinstaats von sehr geringem politischen
 Einfluß, ein Mann beschaulich, ja ein wenig weichen
 Gemüts, von Jugend auf angezogen von Mustern
 stiller Pflichterfüllung, dagegen von konfliktvoll han-
 delndem Leben etwas unanft berührt, — konnte
 Hebel von seinem Standpunkt aus in den Taten
 Hofers und seiner Freunde schwerlich etwas anderes
 erblicken, als gefährliche Eingriffe in die bestehende
 Ordnung, wie sie ihm nun einmal nach dem Zu-

sammenbruch des deutschen Reiches durch das Bünd-
 nis der Rheinbundstaaten mit dem allmächtigen
 Napoleon besiegelt schien. So hastet, glaub' ich, jenes
 Aufsäßlein wenigstens nicht zur Unehre an Hebels
 Namen. Was aber den Gegenstand ungerechten Ur-
 teils selber betrifft — glaubt Ihr, daß man den Hofer
 wirklich einen großen Mann nennen kann?“

„Hinkender,“ erwiderte ich ihm, „das läßt sich so
 leicht nicht entscheiden. Ein merkwürdiger Mensch
 war er zweifelsohne, volkstümlich herausgehoben aus
 dem zeitlichen Rahmen und schon durch sein Schicksal
 der herzlichsten Teilnahme wert. Wie man nach

den besonderen Wach-
 stumsverhältnissen wis-
 sen kann, warum ein
 Baum gerade diese und
 nicht andere Früchte
 trägt, so beim Han-
 deln der menschlichen
 Kreatur. Kennt Ihr
 das Passiertal, Hin-
 kender? Es ist eine
 wilde, schroffe, un-
 liebliche Felsgegend
 in Tirol. Die Natur
 hat jene Tiroler Berg-
 einge aus hartem Stoff
 gemacht und auch die
 Menschen dort dem-
 entsprechend gebildet:
 schroff und hart. Von
 den Gegenständen der
 bewegteren Außen-
 welt soviel wie abge-
 schlossen, ganz auf sich
 selber angewiesen, le-
 ben sie von altersher
 in engem Gefühls-
 kreis; aber an dem
 Überkommenen halten
 sie mit zäher Treue
 fest. Nicht noch ein
 wenig Weibtrauen ge-
 gen alles Fremde und
 eine ordentliche Por-
 tion Schlantheit in die
 Wesensbildung, so



Andreas Hofers Zed.

habt Ihr den Passierer. Solang das Tiroler Volt
 — und der Passierer ist ein Stück von ihm —
 denken konnte, war es gut katholisch und gut habs-
 burgisch gewesen. Der Herrgott und das Erzhaus
 Österreich — das, Hinkender, waren die beiden Pfeiler,
 die seinen Himmel trugen. Und als nun der
 Weltoberer von Korsika die Tempel stürzte und
 den Thron des lieben Kaisers Franz I. zu Wien ins
 Wackeln brachte, als man das Land der Väter den
 verhassten Bayern auslieferte, — da wurde den schlich-
 ten Gemütern in ihr Heiligtum gegriffen und sie
 wurden rebellisch. Und da wächst nun auf einmal
 die Gestalt des Sandwirts von Passierer, des Andreas



Hofer, empor. Er steht mit an der Spitze einer gewaltigen Bauernerhebung und bald wird der rotwangige „Anderl“ mit dem tiefschwarzen dichten Bart der Schrecken der Feinde. Osterreich aber, feig und kleinmütig, verläßt die Sache Tirols und unser Sandwirt hält sich etliche Wochen still. So kommt der August 1809 und auf einmal tritt der Bauernführer von neuem aus seiner Höhle von Passeier hervor — einem Löwen gleich. Beim Berge Isel bekommen die Blauröcke seine Tat' zu spüren. Innsbruck wird zum zweitenmal erobert und zum zweitenmal läßt Osterreich die tapfern Tiroler im Stich. Wohl kündigt Hofer seine Unterwerfung an; jedoch unfähig, sich in die Wendung der Dinge zu finden, stürzt er in neue Kriegsabenteuer und muß vor feindlicher Übermacht flüchten. Ein Hüttlein auf der Pfandlersalm ist sein Versteck. Am 20. Jänner 1810 aber erfüllt sich sein Schicksal. Ein Landsmann — Johann Rastl heißt der Judas — verrät ihn den Feinden und am 20. Februar, vormittags elf Uhr, tat Andreas Hofer, „Oberkommandant gewöster“, zu Mantua seinen letzten Gang. Daß man ihm die Augen verbinden wollte, wehrte er heldenhaft ab: »So leicht kommt mir das Sterben an, daß meine Augen nicht feucht werden.« Er mochte denken: Volks- und Hofgunst sind wie Blut und Ebbe. Ich hab' beides müssen kosten. Was nützt es mir nun, das goldene Gnadenkettlein vom Franzl, unserm Kaiser? Solchen Ansechtungen zum Trotz, wenn er sie hatte, stand der Sandwirt grad und aufrecht vor den todbringenden Gewehren, — erst der dreizehnte Schuß, just der dreizehnte! machte seinem Leben ein

Ende. Seine Leiche hütete jahrelang ein Pfarrgärtlein in der Vastei Porta Cereja; später holte man Hofers Gebeine in die Heimat. Wenn Ihr einmal nach Innsbruck kommt, Hinkender, wollet nicht veräumen, der schönen Hofkirche einen Besuch abzustatten. Dort findet Ihr, dem Grabdenkmal Kaiser Maximilians gegenüber, die letzte Ruhestätte Andreas Hofers, des Sandwirts von Passeier. Sein Andenken aber ruhet nimmer; im Singen und Sagen des Volkes lebt Andreas Hofers Gedächtnis fort.“

Warm geworden, sagte der Hinkende: „Wir dürfen ein wenig weitergehen und sagen, daß der treue Hofer für eine höhere Idee gestorben ist. Sein Sterben war eine Notwendigkeit. Durch freiwillige und unfreiwillige Todesgänge mußte die Nation aus Dumpfheit und Sklavensinn zum deutschen Befreiungskampfe aufgerüttelt werden. Sehet! in der Geschichte der Menschheit gibt es bedeutsame Wiederholungen. Märtyrer haben Religionen befestigt und Märtyrer mußten nationale Ideen retten.“

„Es ist eine edle Gemeinschaft von Geistern, deren Leiden und Opfermut die Erhebung der Völker vorbereitete. Hinkender, laffet uns in diese Gemeinschaft auch eine weibliche Heldin aufnehmen. Sie hat nicht wie eine Jungfrau von Orleans im Kampfgewühl gestanden; aber als die Söhne des Vaterlandes für die heilige Sache ins Feld zogen, da leuchtete ihr Bild — das Bild der Königin Luise — den Streitern voran. Die neuere Geschichtschreibung hat an diesem Bilde allerlei herumgeklügelt, gleichwohl bleibt es von einem seltsamen Glanze umwoben. Ihre Schwächen waren die Schwächen der Zeit und der höfischen Erziehung. Ihr Unzulängliches ward überwogen von Herzensgüte und innigem Vaterlandsgelühl. Daß die schöne Fürstin das schwere Opfer gebracht, in Lilsit vor ihren persönlichen Beleidiger, den politischen Rechenkünstler Napoleon, zu treten, um gelindere Friedensbedingungen für das bedrückte Land zu gewinnen — das wollen wir ihr hoch anrechnen. Als zu Hohenzeritz am 19. Juli 1810 ihr Herz zu schlagen aufhörte, da fühlte man wohl: dem Preußenwolke war ein guter Genius genommen. Vergessen wir, daß eine verworrene Zeit auch an sie ihre Rechte geltend gemacht hat, und halten wir ihre Erscheinung und ihre reinen Menschenwerte fest mit den vom Schicksal so sichtbar veredelten Zügen.“

„Ja — hob nun der Hinkende wieder an — solche Gestalten im Gefühl der Nachlebenden möglichst lebendig zu machen, deuchte mir ein schönes Beginnen. Ich hab' es Euch schon gesagt: wie anders als durch Vorbildwirkung läßt sich dem Erkalten des Vaterlandsgelühls entgegenwirken? Wie wär' es, Freund, wenn wir unser bescheiden Teil dazutäten? Jahr für Jahr schicken wir den Lehrer Volkskalender in die Welt. Lasset uns doch über jedes dieser Jährlein Gedächtnistafeln aufhängen, beschrieben mit Namen, die uns teuer sind! Wer ihrer achtet, hält wohl auf seinem Alltagsgang ein wenig still und besinnt sich auf Mann und Werk. Mögen aber die Merktafeln einem jugendlichen Sinn

als Wegweiser zum Guten dienen, ei! so wollen wir uns zusammen recht von Herzen freuen!"

"Bravo, Hinkender! Ihr sprecht mir aus der Seele! Wie sagte die Königin Luise einmal in einer heitern Stunde: „In meinem Kopfe sieht es aus, wie in einem illuminierten Guckkasten!" Ist das eine Versammlung von schönen Charakterbildern! Seien wir galant, Hinkender, und lassen wir anmutigem Frauenwesen den Vortritt! Der Königin Luise die erste Ehrentafel! Dem Hebel und dem Andreas Hofer die zweite und dritte! Und jezo eine vierte Ehrentafel für Herrn Johann Gottfried Seume!"

"Ist er ein Würdiger? Ich kann mich just nicht auf ihn besinnen!"

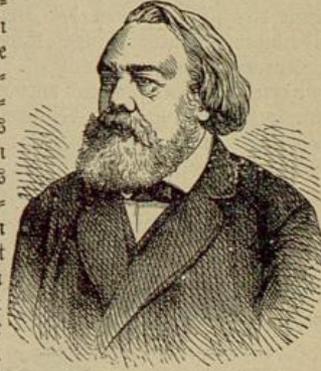
"Denkmalstifter! ich will Euren Gedächtnis nachhelfen. Dem ich ein Plätzlein in unserer Sammlung von Charakteren ausbitte, starb im Juni 1810. Habt Ihr nie von dem Spaziergänger von Syrakus gehört? Habt Ihr auf der Schulbank nicht müssen das Gedicht auswendig lernen vom »Kanadier, der Europens Höflichkeit nicht kannte«? Aha! es gehet Euch ein Scheunentor auf, Hinkender! Ihr kennt ihn! Ein sächsischer Bauernsohn, soll er die Gottesgelahrtheit studieren. Auf dem Wege nach einem weltlichen Glück fällt er heffischen Werbem in die Hände und wird — die Faust haltend sich einem, wenn man sich vergegenwärtigt, was im gebildeten Deutschland geschehen konnte! — wird als Kanonensfutter nach Amerika verschachert. Unter vielen Mühseligkeiten nach Europa zurückgekehrt, tut Seume abermals gezwungen Kriegsdienste und muß sein Freiheitsbegehren fast mit schimpflichem Tode büßen. Endlich gelingt ihm die Flucht und er läßt sich zur Fortsetzung seiner Studien in der Heimat nieder.



Johann Gottfried Seume.

Aber bald übt Seume wieder das Waffenh Handwerk aus und gerät als russischer Offizier in polnische Gefangenschaft. Die Heimat sieht ihn von neuem und der Unruhige wird seßhaft. Er schriftstelt und arbeitet daneben als Korrektor in einer wissenschaftlichen

in Sachsen ist, ein Stündchen oder anderthalb von Grimma, wo der Seume gewohnt hat. Sondern, wie der Hinkende weiß, ist es eine Stadt weit im Süden, auf der Insel Sizilien. Neun Monate dauerte das Spaziergänglichchen, und als man im Herbst 1802 in Sachsen den ersten Grüneberger Neuen ausshentte, konnte auch unser Johann Gottfried ihn frisch von der Kelter weg verkosten, wenn er ihm schmeckte. Seume setzte sich gelassen wieder an den Schreibtisch und machte aus seinen Reiseerlebnissen drei Bücher, eines schöner wie das andere. Das heißt, man darf eigentlich nicht sagen, daß sie schön sind, denn es gelten jetzt in der Welt nur pikante Bücher. . . . Drei Jahre hält Seume in der Heimat aus. Dann tut ihm auf einmal das Sitzfleisch weh und es juckt ihm gar seltsam in den Beinen. »Aha,« denkt der gute Mann bei sich, »sind wir wieder so weit? Gehn wir halt ein bißchen ins Freie.« Sagt es, nimmt Känzel und Knotenstock und läuft ein wenig in Schweden und Finnland herum. Das war im Sommer 1805. Fünf Jahre darauf trat Seume wieder eine Wanderung an. Aber diesmal nach jenem Lande, von wannen keiner zurückkehrt. . . . Seine Lobrede will ich kurz machen: In die Herzen der Jugend, die zum großen Befreiungswert heranwuchs, streute er manch edles Samenkorn, das auf solchem Boden zu mannhaftem Hochgefühl und frischem Tatengelüft gedieh. Und so nehm' ich denn für diesen Wackern eine Ehrentafel in Anspruch!"

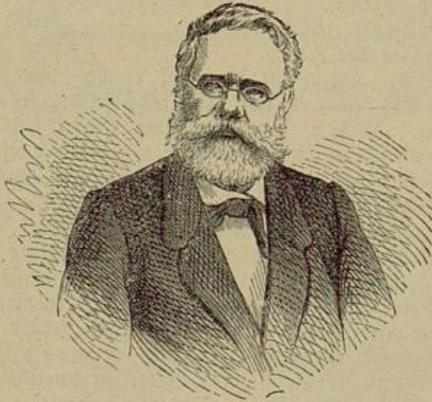


Ferdinand Freiligrath.

Er soll sie haben! Ich aber hätte nicht übel Lust, Vergleiche darüber anzustellen, wie die Idee von der Freiheit des einzelnen und der Völker in den verschiedenen Persönlichkeiten immer wieder andere Gestalt annimmt, doch lasset mich lieber den angefangenen Faden weiterspinnen; denn auch ich habe zwei Namen für unsere Denk- und Ehrentafel bereit — klingende Namen von Männern, die beide das Jahr 1810 — unser Erinnerungsjahr — gleichsam mit klugem Bedacht in die Welt gesandt hat. Was soll ich eine lange Einleitung machen? Ob man den tapfern Freiligrath oder den viellieblichen Reuter nennt — man berührt allemal freundlich antwortende Saiten in deutschen Herzen. Da habt Ihr zwei Lebensläufe, die von unsichtbaren, aber in einer Hand ruhenden Fäden auf verschlungenem Pfad zur Ruhmeshöhe geführt. Wie einfach hebt doch Freiligraths Dasein an, um sich dann seltsam zu verwickeln und lieblich wieder zu klären! Am Kaufmannspult, neben dem Söll und

Druckerei. Dabei ist sitzende Lebensweise vonnöten, und eines Tages hat Johann Gottfried das Gefühl, als ob er sich ein wenig auslaufen müsse. Also macht Seume ein kleines Fußkreislein. Und wohin marschirt er? Nach Syrakus! Man merkt gleich am Klang des Namens, daß dies kein Ort

Haben, schreibt der Jüngling seine ersten Gedichte. Ihr Lesen wird zum verückten Schauen: die Bilderpracht des Orients und die Wunder der Neuen Welt stehen vor einem da. Über Nacht berühmt geworden, steigt Freiligrath vom Kontorstuhl herunter und um so beherzter auf den Pegasus. Der, ein feurig übermütig Köpflein, wittert Parrikadenluft und sprengt mitten in das aufgeregte Parteigetrieb. Freiligrath lernt alle Fährlichkeiten der Revolutionszeit kennen. Überhitzte Freiheitsgesänge, richtige Wildlinge, büßt er durch ein sorgenvolles Exil. Aber nach dem gewitterreichen Lebensommer wird ein friedsamere Herbst, als er wieder unter den deutschen Heimateichen wandeln darf und eine großartige Dank- und Liebespende des deutschen Volks ihm die Mittel gewährt, einzig seinen Ideen zu leben. Mit zunehmender Beruhigung der Seele hat er die schwere Kunst gelernt, ein innerlich freier Mann zu bleiben und doch sein Eigengefühl mit dem völkischen Gesamtbewußtsein zu verschmelzen. Mit dem Gang der Geschichte ausgehört, schenkt Freiligrath dem »Neuen Reich« seine



Fritz Reuter.

abgeklärtesten Gesänge. Von dem Dichterhäuschen in Canstatt ging ein herzerwärmendes Leuchten aus, und als der edle Geist erlosch — es sind jetzt drei- unddreißig Jahre her — da glich dies Scheiden einem feierlichen Sonnenuntergang.“

Der Hinkende machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Auch das Leben unsres Fritz Reuter ist ein Zeitspiegel. Denn welches persönliche Schicksal wühlte uns das Elend der Jahre nach den Befreiungskriegen lebhafter zu verdeutlichen? Wahrlich, es sah übel aus in deutschen Landen! Die Regierenden unfähig, den Völkern große Ziele zu setzen. Die Regierten um den Preis vaterländischen Opfers schmählich betrogen. Freies Wort versemst, jugendliche Begeisterung, nachdem sie die Throne gerettet, unter dumpfem Druck gehalten. Die Feier der Leipziger Völkerschlacht verboten! Das ist der richtige Rahmen um das Martyrium unsres Fritz Reuter. Im Herbst 1833 verurteilte ein preußisches Gericht den mecklenburgischen Bürgermeistersohn

zum Tode. Man denkt, da muß Arges geschehen sein, daß es solcher Ahnung bedurfte! Ein Meineid zum mindesten; vielleicht ein kleines Totschlägchen? Nein, es war etwas Aergeres. Der junge Burschenschaftler hatte es gewagt, die deutschen Farben zu tragen! Das schwarz-rot-goldene Band am helllichten Tag! Die hochweise Justiz ahnte zwar nicht, daß dem deutschen Volke geistige Besitztümer erlesenster Art verloren gehen würden, sofern man den Schwerverbrecher um seinen Lockenkopf kürzer machte, aber — der Tugenden edelste ist die Großmut — sie begnadigte ihn doch! Zu dreißigjähriger Haft nämlich! Sieben lange Jahre von Festung zu Festung herumgeschleppt, erlangt Reuter endlich 1840 seine Freiheit. Und nun beginnt neues Ungemach, denn vergebens sucht der vormalige Sträfling als Dekonom und Privatlehrer in geordneten Verhältnissen festzuwurzeln. Endlich verhilft ihm seine Erzählungskunst zu Stettheit und ungewöhnlichem Ansehen. Die Bücher, die von ihm herflammen, sind aus Begehr und Lachen geboren und darum von der schönen Doppelwirkung des Rührenden und Erheiterten. Daß er sogar die bitteren Erfahrungen seiner „Festungstid“ in lautern Humor verwandelte, ist auch ein Heldenstück und keines von den kleinsten. Geschrieben sind die Bücher in kernhaftem Plattdeutsch. Wer aber trotz allem Bemühen des fremdartigen Wort- und Satzgefügs nicht Meister wird, der kann sie, ins Schuldeutsch gebracht, bei Reclam kaufen und kostet ihn ein geringes Geld. . . Noch lang ist der Reuter am Webstuhl unseres deutschen Schrifttums geessen und auch sein Leben hat dürfen verfliegen wie ein verjöhnlisches Abendläuten!“

„Hinkender!“ rief ich aus, „Ihr macht einem das Herz warm. Ist das nicht ein erbaulicher Morgen-spaziergang? Seht, da haben wir im lässigen Dahinschreiten ganz verschiedene Stücke geistigen Menschenerks beschaut, aber, in Gedanken zusammenhänge gebracht, geben sie ein artig Kettlein. Und dies köstliche Betrachten, das uns so recht die Mannigfaltigkeit des deutschen Geistes- und Gemütslebens gewahr werden läßt, soll zu einem jahrweisen Kalendarbrauch ausgebildet werden? Sagtet Ihr nicht also?“

„Gewiß!“ entgegnete der Hinkende, „und mit dem Krückstock vom Schloßgartenausgang nach dem »Roten Haus« hinüberbeutend, sagte er, „augenblicklich sei beim Austrag der verlorenen Wette der Entschluß unserer Markur befestigt. Kommt, die Wienerwürstlein möchten sonst leicht kalt werden.“

Damit schritten wir rüstig der bemußten Herberge zu. Der Bericht über ein bis fast zum Sterngefunkel verlängertes Frühschöpplein gehört nicht mehr hieher und es steht bei dem geneigten Leser, ob er den Hinkenden und seinen Freund als abergläubisch taxieren will, weil sie nämlich vermeinten, der Markgräfler sei ihnen von den Geistern der sechs Abgeschiedenen gesegnet worden.